

Der Weltbürger
Alfred Grosser vollendete
sein 85. Lebensjahr

Mit den Augen des anderen

Manfred Funke

Tönt das Kollektiv „Wir“, steht Alfred Grosser auf und sagt „Ich“. Dann nimmt er Stellung. Und anschließend ruft, so rezitiert Grosser in seinem neuesten Buch *Von Auschwitz nach Jerusalem*, nicht nur eine Stimme aus dem Publikum: „SIE können das sagen!“

Zum Beispiel, dass Israels Siedlungspolitik dem Frieden mit den Palästinensern immer weiter entrückt. Dass Kritik daran nicht Antisemitismus ist. Dass man Freunden die Wahrheit sagt. Dass die Schoah nicht zu Opferhierarchien verleiten darf, weil damit „das Massensterben von Russen, von Chinesen, von Afrikanern mit einer gewissen Portion Rassismus als weniger wichtig behandelt wird. Die furchtbare Eigenart der Schoah wird uns zu Recht stets durch Filme, Sendungen, Bücher, Reden in Erinnerung gebracht. Sie sollte uns aber nie anderes Leiden übersehen lassen.“ Und jene vor dem Vergessen bewahren, die aufstanden gegen Willkür, Terror, Demütigung. Unverständlich ist deshalb für Grosser die Beschimpfung Konrad Löws durch jüdische Funktionäre, als dieser seine Dokumentation über deutsche Helfer für bedrängte Juden im Dritten Reich herausbrachte. „Die Hilfe“, so Grosser, „hatte doch insbesondere Charlotte Knobloch das junge Leben gerettet und ihr erlaubt, die Nazi-Zeit zu überstehen.“

Allen Opfern schulde man Gedenken. Entsprechend kommentierte Grosser in seinem Buch *Verbrechen und Erinnerung* den Vorwurf Elie Wiesels bei dessen Dankrede für den Nobel-Preis; dieser

habe nach dem Krieg nicht verstanden, dass nicht die ganze Welt auf Auschwitz blicke. Grosser verwies dagegen auf die Opfer Saddam Husseins. Tausende von Kurden hatte er mit Giftgas gemordet, und deshalb habe „die kurdische Mutter, die ihr durch Gas getötetes Kind in den Armen hält, nicht den geringsten Grund, an Auschwitz zu denken. Dass aber Überlebende von Auschwitz und ihre Nachfolger die moralische Pflicht hätten, an die kurdische Mutter zu denken.“ Das habe, so Grosser, Wiesel missfallen, der zum sechzigsten Jahrestag der Gründung Israels dort sprach, aber nie Wohnung nahm. Grosser will den Streit um Schuld, Vergleichbarkeit, Singularität nicht ad acta gelegt wissen. Im Gegenteil. Doch verlangt er ein anderes Niveau, als Goldhagen es in seinem Buch über das Tätervolk bietet. Die mediale Reaktion bei uns auf die Anklage der Deutschen nannte Grosser „masochistisch“. Weil die Quellenmanipulation doch offensichtlich war.

Ethisches Minimum und harte Fakten

Gerade die totalitären Erfahrungen verpflichten die heutigen Akteure auf die Sicherung und den Ausbau eines „kulturübergreifenden ethischen Minimums“ (Grosser). Dazu zählt für Grosser, dass man in Europa von den Verbrechen der anderen sprechen darf, von den eigenen sprechen soll. Ziel ist für ihn der *citoyen sans frontières*. Dafür fordert er im Wett-eifer Distanz zu sich selbst, Wahrung der Menschenwürde und die Bereitschaft, sich mit den Augen des „anderen“ zu

Alfred Grosser am 15. Oktober 2009 auf der Frankfurter Buchmesse in Frankfurt am Main.

© picture-alliance/dpa-Zentralbild, Foto: Arno Burgi



sehen. Dabei müsse jede Konfliktlösung nicht vom fiktiven Königsweg zum Frieden, sondern von den unmittelbaren harten Fakten ausgehen. So lehnt Grosser die Rückgabe der Palästinensergebiete ebenso ab wie die der deutschen Ostgebiete. Doch Hass soll nicht den Weg verstellen zur Koexistenz im Bekenntnis zu den je eigenen Wurzeln. „Der Mann, der in meinen Augen den Frieden durch Verständigung verkörpert, ist Daniel Barenboim. Sein Orchester ‚West-Östlicher Diwan‘ lässt nicht nur seine Musiker den Standpunkt der anderen – Israelis oder Palästinenser – besser verstehen.“ Als Grosser seinerzeit sagte, dass Barenboim mehr für den Frieden tue als Scharon, wurde ihm dies jüdischerseits verübelt.

Worum es Grosser geht, zeigt er an einem Beispiel aus Frankreich. Dort wur-

de die Stadt Chambon-sur-Lignon vom israelischen Botschafter geehrt, weil sie im Krieg Hunderte jüdischer Kinder versteckt und unterrichtet hatte. Der Ortspfarrer hob bei seiner Erwiderung hervor, dass er mit diesem Dank seinerseits die Erwartung verbinde, „dass es keine geschlossenen Schulen für junge Palästinenser gebe, keine durch Dynamit zerstörten Häuser, keine Menschen, die vom Grund und Boden ihrer Vorfahren vertrieben und durch Siedler ersetzt werden, und dass man eine andere Antwort auf Steinwürfe finde als Gewehrkugeln“.

„Warme Vernunft“ und „schöpferische Menschenfreundlichkeit“

Es gab nicht nur Steinwürfe, auch Raketen. Und weiter panzert die Kausalfrage alles ab. Grosser will sie mit „warmer Vernunft“ und „schöpferischer Menschen-

freundlichkeit“ abbauen, dabei auch auf die guten Dienste von unten vertrauend, wie etwa auf die des badischen Unternehmers Karl-Heinz Blickle. Ein Protestant, der die Rabbiner-Ausbildung in Deutschland fördert und in Ramallah eine Schule für palästinensische Kinder unterhält. Grosser bewundert den katholischen Pater Emile Shufani, einen israelischen Araber in Galiläa, der einen Auschwitz-Besuch für junge Palästinenser organisierte. Ein Teil der Familie Shufanis war 1948 von israelischen Soldaten getötet worden.

Der Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels war nie Dienstbote des Zeitgeistes. Vorrang hatte stets die Argumentationshygiene beim Aufspüren der Spannungen zwischen Erkenntnis und Interesse, gesetzter Wahrheit und resistenter Wirklichkeit.

Mit höchsten Auszeichnungen dankte man dem deutsch-französischen Weltbürger Grosser für die Ermutigung und Mehrung all jener, die guten Willens sind. Seine Bücher über deutsche und französische Befindlichkeiten, über den Genozid und Europas politische Pathologien sind dabei das Gegenteil von gelehrt-wattierten Texten. In Kontroversen zeigt sich Grosser nie hartherzig, aber stets hartnäckig. So sprach er in Vilnius über Litauens Leiden unter sowjetischer, dann deutscher Besatzung, ohne die Teilhabe von Litauern an der Ermordung der Juden zu beschweigen. Die Aktivitäten um jüdisch-christliche Versöhnung quittiert Grosser mit dem Einwurf, was denn die Juden in zweitausend Jahren den Christen angetan hätten. Die Frage, wann was von Auschwitz gewusst habe, ist für Grosser weniger wichtig als seine Feststellung, dass Deutschland sich schon mit der Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz im März 1933 dem Rassismus ausgeliefert habe. Erdogans

Kölner Tirade 2008 über deutsche Assimilationserwartung als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ konterte Grosser mit dem Einwand, was denn die Türken jahrzehntelang von den Kurden verlangt hätten.

„Genetisch optimistisch“

Grosser bezeichnet sich als „genetisch optimistisch“. Die Proben darauf waren hart. Denn bereits 1933 trieben dauernde Schikanen die jüdische Familie Grosser aus Frankfurt/M. in die Emigration. Dass der Vater im Ersten Weltkrieg Militärarzt war, dekoriert mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, schirmte ihn nicht. Später bekam Frau Grosser nur eine winzige Rente. Sie konnte keinen Zusammenhang zwischen dem Herztod ihres 54-jährigen Mannes und dem Exil nachweisen. Alfred, 1937 in Frankreich eingebürgert, überstand die deutsche Okkupation als Junglehrer an einer Schule in Marseille mit falschen Papieren. Nur der Direktor kannte seine Identität.

Bald nach Kriegsende bereiste Grosser die drei Westzonen. Gespräche mit vielen Deutschen, vom verstörten HJ-Führer bis zum geretteten KZ-Insassen, wurden zu Grossers Mission, Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich anzubahnen. Als Professor für Politikwissenschaft in Paris (zuletzt Forschungsdirektor an der *Fondation Nationale des Sciences Politiques*) fand Grosser in deutschen Kollegen, unter anderen Karl Dietrich Bracher, Karl Kaiser, Hans-Peter Schwarz, kongeniale Gefährten auf mühevollen Weg.

Jetzt vollendete der „atheistische Humanist“ und „Moralpädagoge“ (Grosser über Grosser) am 1. Februar sein 85. Lebensjahr. Vor sich für uns die Road Map zu Toleranz, Lernfähigkeit, Friedenswille. In Bergzabern trägt ein Schulzentrum Grossers Namen.